I.

Humoreske von Wilhelm Herbert.

Agnes saß in ihrem Stübchen mit Friederike, ihrer älteren Freundin, welche, seitdem Agnes Braut war, hin- und wieder eine Aeußerung bitterer Gekränktheit nicht unterdrücken konnte, die wie Neid und Zurücksetzung klang — so versicherte Friederike ihre Freundin ein über das andere Mal—lediglich Eifersucht war.

„Denn Du lebst und webst ja jetzt nur mehr für Deinen Professor, Kind!" seufzte sie und schlug die Augen zu der Decke auf. „Wenn er es nur verdient!"

„O," rief Agnes begeistert, „mein Robert verdient es! Er ist ein Engel! Was mit mir zusammen hängt, was von mir herrührt, ist ihm heilig!"

„Sieh!" fuhr sie fort. „Diese Brieftasche, die ich ihm zu Weihnachten stickte, trägt er seitdem Tag für Tag mit sich! Mein Bild, das er in ihr bei sich hat, erleichtert ihm die Trennung und so sind wir beisammen, auch wenn wir einander fern sind!"

Sie hatte dabei die Brieftasche, welche der junge Professor Lubau bei Agnes behufs einer kleinen Reparatur der Stickerei zurückgelassen hatte, ergriffen und zog ihre Photographie daraus hervor.

„Du bist eben auch ein reizendes Wesen, dem man nicht böse sein kann!" sagte Friederike. Dabei hatte sie die Photographie umgewendet, um die Firma des Photographen zu lesen.

„Was ist denn das?" fragte sie auf ein Datum weisend, das dort mit Bleistift notirt war.

„Siehst Du, so aufmerksam und bedacht ist er!" entgegnete Agnes, deren Augen in warmem Schimmer leuchteten, als sie die Zahl las. „21. 12. 93. — der Tag an dem er das Bild empfing!"

„Und hier diese große römische Eins?"

„Das weiß ich nicht, was die bedeutet."

„Hm!"

„Was meinst Du?" frug Agnes fast ängstlich.

„Es ist mir nur gerade so ein närrischer Gedanke durch den Kopf gefahren!" lächelte Friederike bitter. „Ich möchte Dich gar nicht damit beleidigen!"

„Aber Du kannst mich doch mit nichts beleidigen!" sagte Agnes hastig und erregt. Du sollst mir nichts, gar nichts vorenthalten, Friederike!"

„Aber es ist ja komisch!" meinte die Aeltere. „Weißt Du, gerade wie ich dieses Datum und daneben die Eins betrachtete, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „Ei, ei, Herr Professor, Sie haben wohl eine Schönheitsgallerie, in der Sie Ihre Gemälde nnmeriren, und meine Agnes ist jetzt zufällig dabei Nummer Eins!"

„Nummer Eins!"

Die dunkelblauen Augen des verliebten Mädchens füllten sich mit Wasser. „Du meinst also!" sagte sie mit zitternder Stimme, „es gäbe auch eine Zwei und Drei und Sechs u. s. w.?"

„Besser zweifeln als zu viel vertrauen!" sagte Friederike im Grabestone. „Du hast eben noch keine Erfahrung! Zu denken," fuhr die Freundin fort, „daß er vielleicht nicht blos eine Zwei und Drei, sondern eine Zehn und Zwanzig und Hundert in seinem Museum besäße!"

„In seinem Museum!" murmelte Agnes nach. „Es ist fürchterlich! Er wäre ja der reinste Blaubart!"

Agnes hatte ihr Köpfchen in die Hände gestützt und weinte im ersten bitteren Weh, das über ihre Liebe gekommen war.

„Er muß Dir Rede stehen! Er muß alles erklären!" hetzte Friederike.

„Ja, das soll er!"

„Und wenn er schuldig ist—"

„Und wenn er schuldig ist—" murmelte Agnes, „o, dann stürze ich mich in's Wasser oder ich esse Belladonna—"

„Närrin! Dann jagst Du ihn mit Schimpf und Schande aus dem Hause!"

„Niemals!" sagte sie dann leise. „Niemals! Ich habe ihn zu lieb!"

Hierauf wischte sie sich die Thränen aus den Augen, trat vor den Spiegel, hauchte in ihr Taschentuch und suchte die Spuren des Weinens zu tilgen.

„Ich bin gefaßt," sagte sie dann. „Ich werde ihn zur Rede stellen! Zeige mir, daß Du meine wahre Freundin bist, bleib in dieser schweren Stunde bei mir!"

Ein energischer, fast männlicher Handdruck überzeugte sie von der Treue ihrer Freundin, welche sich dabei höher aufreckte und wie eine Rächerin der gekränkten Unschuld da stand, als eben Robert ahnungslos eintrat.

„Nun, liebes Kind," hast Du mit Deinen Meisterhändchen meine Sünden wieder aufgebessert?" begann er lächelnd; da sah er seiner Braut in das Gesicht, gewahrte die Spuren des Schmerzes, und bemerkte bei einem jähen, mißtrauischen Blick nach ihrer Freundin deren finstere Rächermiene.

„Was ist denn vorgefallen?" frug er betreten.

Friederike hatte die Photographie hinter ihrem Rücken verborgen und hielt sie ihm nun plötzlich vor die Augen.

„Was bedeutet das?" rief sie mit einer Inquisitorstimme und wies mit ihrem langen Zeigefinger auf die Eins.

„Mein Fräulein, ich begreife nicht — —" sagte der Professor, bei aller Liebenswürdigkeit doch einigermaßen über die Einmischung erzürnt.

„Ja, was bedeutet das?" widerholte nun auch Agnes. „Erkläre uns!"

„Aber Kind!" sagte der Professor in sichtlicher, lebhafter Verlegenheit—denn eine hohe Röthe zuckte über sein offenes Gesicht. — „Was soll denn dieser tragische Ton wegen einer einfachen Ziffer!"

„Einfache Ziffer!" höhnte Friederike. „O! Kommen Sie uns damit nicht! Wir haben den tiefen Sinn dieses Zeichens herausgefunden! Sie sind ein Don Juan!"

„Erlauben Sie, Fräulein," rief Lubau, nun wirklich erbost, „ich bin außerordentlicher Professor!"

„Der Vielweiberei wohl?" frug Friederike.

„Das ist ein —"

„Beleidige meine Freundin nicht!" unterbrach ihn Agnes. „Erkläre uns was diese Ziffer bedeutet!"

„Aber Kind, sei doch vernünftig! Das kann ich ja hier vor fremden Ohren nicht erklären!"

Dabei huschte es leise und glückselig über sein Gesicht und er zwinkerte seiner Braut mit den Augen zu.

„Laß Dich nicht durch solche Künste bestechen!" rief Friederike, die das bemerkt hatte. „Meine Freundin wünscht, daß ich bei den Enthüllungen zugegen bin."

„Mein Gott! Welch entsetzliche Aufbauschung!" lachte der Professor bitter. „Komm, Agnes, nur zwei Worte unter vier Augen — die Diskretion, die Liebe zu Dir verbietet mir, das Geheimniß dieser Zahl hier preis zu geben —"

„Nenne mir das Geheimniß!" rief Agnes heftig und sprang auf.

„Aber, Liebste, nicht hier—unter vier Augen —"

„Nenne es!"

„Nennen Sie es!"

„Nun denn," sagte der Professor halb schmerzlich, halb lächelnd, „wenn es sein muß: „Diese große römische Eins bedeutet—den ersten Kuß, den mir meine Agnes gegeben hat, als ich das Bild von ihr empfing!"

Friederike bedurfte nur eines Blickes, um zu erkennen, daß der Professor die Wahrheit sprach.

„Ach," sagte sie pikirt, und griff nach ihrem Hute, wenn ich das gewußt hätte, das thut mir natürlich sehr leid! Wer hätte auch ahnen können, daß Du Dich damals schon so in—in diesen Professor verschaut hattest!"

Sie huschte rasch aus dem Zimmer. Luban aber hielt seine lachende, weinende Braut in den Armen und feierte ein Versöhnungsfest, welches die bittere Stunde hundertmal aufwog.

„Dianas" Ende.

Eine ausnahmsweise wahre Jagdgeschichte.

In einem Dorfe des Havellandes wohnt ein gewalliger Jäger vor dem Herrn mit Namen Rothbart; er ist zwar klein und schwächlich, aber dessen ungeachtet doch von früh bis spät thätig, um sein ihm unterstelltes Wild nicht etwa zu schießen, nein, zu pflegen, damit es sich mehre und gedeihe.

Am Weihnachtsheiligabend, spätNachmittags, erging sich Rothbart in Begleitung seiner treuen „Diana" im Walde, war fröhlich und guter Dinge und sah so manchen festen Rehbock vorvorbeihuschen; die unwillkürlich erhobene Flinte sank aber immer wieder aus Liebe zu seinem Wilde zurück in den Arm. „Diana" stürzte oftmals in wilder Hast vorwärts, der Pfiff ihres Herrn führte sie jedoch immer wieder zurück; plötzlich aber, „Diana" war wieder ein gut Stück vorausgeeilt, gab das treue Thier anhaltend laut, achtete auch nicht mehr auf den Ruf ihres Herrn. Man denke sich den Schreck, den unser braver Grünrock bekam, als er beim Herantreten mit Kennerauge erkannte, daß hier vor höchstens einer Stunde ein Reh ausgewaidet worden war. Nach kurzem Ueberlegen kam unserm Nimrod der Gedanke, dem Wilderer den Braten, der morgen gewiß den Familientisch zieren sollte, wieder abzujagen. „Diana," die schon so oft ihre gute Nase bewiesen, sollte abermals zeigen, was sie konnte, sie wurde von Rothbart auf die Fährte gesetzt und nahm dieselbe auch sofort auf.

Der Hund immer vorn weg, ging es stundenlang über Berg und Thal einem entlegenen Dorfe zu; inzwischen war es ganz finster geworden. In die Nähe des Dorfes gekommen, sah Freund Rothbart einen hellen Feuerschein, auf welchen „Diana" zusteuerte. Kurz vor dem Dorfe rief er den Hund zurück, derselbe mußte nun folgen, während er selbst sich vorsichtig an das Feuer heranpürschte. Ungefähr 20 Schritt vor dem Ziel gewahrte er, daß das Feuer von einem Backofen herrührte, dessen Thür auf stand. Eine Frau, die die Feuerung besorgte, ging gerade vom Backofen fort und verschwand in einem unweit belegenen Hause. Auf der entgegengesetzten Seite des Backofens lag ein großer Haufen Reiser, wie solche bekanntlich auf dem Lande für die freiliegenden Backöfen zum Anheizen verwendet werden.

Ehe es sich Förster Rothbart versah, sprang „Diana" dem Haufen Reiser zu, gab freudig laut und blickte sich schweifwedelnd nach ihrem Herrn um, als wollte sie sagen: „Hier komm' her!" Und richtig — Rothbart fand nach einigem Suchen, unter dem Reisig versteckt, ein frisch geschossenes Reh und eine Flinte.

In diesem Augenblicke kehrte die Frau aus dem Hause zurück, beschwert mit vier gefüllten Napfkuchenformen, und stellte dieselben vor das Einschiebeloch. Rothbart, stolz auf seinen Erfolg, redete die Frau barsch an, frug nach ihrem Manne, theilte ihr mit, was er gefunden und bezüchtigte kurzweg ihren Mann der Wilddieberei.

Nunmehr entstand selbstredend ein heftiges Wortgefecht, die Frau weinte und betheuerte die Unschuld ihres Mannes, derselbe wäre auf Arbeit und besitze überhaupt kein Gewehr. „Nun, wir wollen doch mal sehen," meinte Rothbart und ging mit der Frau ins Haus, fand aber trotz eifrigen Suchens nichts, auch nicht den Mann vor. Jägersmann und Frau verließen beide das Haus, die Frau ging nach dem Backofen, Rothbart zu seinem Reh. Ein jäher Schreck durchfuhr aber seine schon etwas steifen Glieder, als er sah, daß Wild und Flinte verschwunden waren, auch von „Diana" keine Spur. Kaum wieder einigermaßen zu sich gekommen, hörte er einen Schrei und Hilferuf zugleich von der Feuerungsseite des Backofens her — die Frau hatte nämlich entdeckt, daß die brave „Diana" die vier Napfkuchen ungebacken verzehrt hatte. Man stelle sich das Wettern des alten Jägers und das Jammergeschrei der Frau vor — nur „Diana" verhielt sich ruhig. Die Dunkelheit verhinderte ein weiteres Forschen nach dem gestohlenen Wildpret, zumal „Diana" gänzlich den Dienst versagte. Rothbart konnte weiter nichts thun, als geknickt von dannen zu ziehen — „Diana" trottete gesenkten Hauptes hinterher.

Nach stundenlangem Wandern kamen Jäger und Hund zu Hause an und legten sich erschöpft zur Ruhe. Der alte Nimrod konnte aber infolge Grübelns, wo wohl das Reh ein Ende genommen, lange den ersehnten Schlaf nicht finden; allerhand Spukgestalten tauchten vor seinem Geiste auf, auch störte ihn das fortwährende Stöhnen „Dianas" — endlich, endlich wurden beide von Morpheus Armen umfangen.

Die Glocken der Dorfkirche, die das heilige Weihnachtsfest einläuteten, weckten erst unseren Jägersmann — vor seinem Bett lag noch immer regungslos „Diana." Das gestern Abend Erlebte zog nochmal an Rothbarts Geist vorüber, grimmig stieß er „Diana" mit dem Fuß, den Befehl, aufzustehen gebend. So lange, wie er sein treues Thier kannte, hatte es ihm nie den Gehorsam versagt, heut' aber regte es sich nicht. Ein zweiter Fußtritt machte ihm klar, daß seine „Diana" nicht mehr unter den Lebenden weilte — sie war, wie ihr Herr annahm, vor Gram über ihr gemeinsames gestriges Mißgeschick eingegangen. Thränenden Auges verscharrte Rothbart am ersten Weihnachtstage seine ihm stets treu ergeben gewesene Jagdgefährtin.

Böse Zungen behaupten nun, daß der des Wilderns verdächtige Mann während der Haussuchung seitens des Försters doch in dem Hause war, dasselbe indeß durch ein Hinterpförtchen verlassen und Reh und Flinte, gedeckt durch die Finsterniß, in Sicherheit gebracht habe, während „Diana" in Seelenruhe den Kuchen verzehrte, der ihr infolge eingetretener Gährung später den Tod bringen sollte.

Und so ist der Wilddieb um seinen Kuchen, der Jägersmann aber um Hund und Wildpret gekommen.

Stadt der Geheimnisse.

So könnte man füglich die alte, malerische Stadt Alexandria in Virginien nennen, welche in gewisser Beziehung einen so großen Antheil an der Geschichte unserer Nation hat. Wohl ist es wahr, daß jede Stadt ihre mehr oder weniger sensationellen Geheimnisse birgt, und von unseren Hunderttausend- und Millionen-Großstädten gilt dies erst recht; aber anderwärts knüpfen sich diese Geheimnisse gewöhnlich an einige wenige, dafür berühmte Gebäude und sind oft mehr von criminneller, als von historisch-romantischer Bedeutung; in Alexandria aber, dessen Straßen und zierliche alte Häuser in so träumerischer Ruhe sich sonnen, hat beinahe jedes Haus seine romantischen Geheimnisse, seine dunklen Tragödien neben den lachenden Comödien, — ganz abgesehen von seinem direkten oder indirekten Antheil an der Weltgeschichte.

Unter den Gebäuden Alexandria's, welche von geschichtlichen Mythen und schattenhaften Charakteren alter und neuer Zeit förmlich umschwärmt sind, nimmt vielleicht das alte Carlyle-Haus die hervorragendste Stelle ein; vor Allem hat es in allen großen Kriegen des Landes seine Rolle gespielt und nicht minder bedeutenden Antheil an den Glanztagen der Stadt selbst gehabt. Mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert alt — es wurde wahrscheinlich von den ersten Ansiedlern im Jahre 1640 erbaut — wurde es während des französischen und des Indianerkrieges als Fort benützt, und in der alten, jetzt zerfallenen Küche befindet sich ein Brunnen, der wahrscheinlich in allen Phasen seines langen Daseins den Platz mit Wasser versorgt hat. In dem Hause, das sich über das Fort erhob, plante Braddock, im Verein mit den Gouverneuren der fünf Colonien, seinen verhängnißvollen Feldzug. Hier war es auch, wo der junge George Washington seine erste militärische Bestallung erhielt. Im Krieg von 1812 mußte das Gebäude als Pulvermagazin und Gefängniß und im Bürgerkriege als Hospital dienen. Unzählige Geheimnisse umgeben den Ort wie einen Nimbus, und sehr spukhaft sehen die alten unteren Gewölbe selbst im Sonnenlichte aus. Allem Anscheine nach führte von einer der Treppen ein unterirdischer Gang nach dem Potomac-Fluß, welcher in jenen Tagen um mehrere hundert Fuß näher war, als heute.

Es gibt noch viele andere Gebäude in Alexandria, welche zwar beträchtlich jünger sind, als diese verwitterte Reliquie, aber gleichwohl von Geheimnissen und von historischen Erinnerungen wimmeln. Unmittelbar um das obige Gebäude ziehen sich die Flügel des Braddock'schen Hauses, dessen Vorderseite ursprünglich für eine Bank gebaut war, während das Uebrige erst bedeutend später hinzukam. Manchmal scheint dieser Bau, der so viele Generationen gesehen hat, ordentlich vor Schrecken zu zittern über das Summen der modernen Telegraphendrähte, welche sich in seinen alten Mauern eingenistet haben. Nicht weit davon in derselben Straße liegt die alte Claggett'sche Schenke und Herberge, in deren oberen Räumen oft George Washington verkehrt haben soll; der Ort besaß eine merkwürdige Musikanten-Gallerie, welche nur durch eine Leiter von der unteren Halle aus zugänglich war, — und wenn die Musikanten da oben versammelt waren, wurde die Leiter weggezogen, so daß Jene auf keine Weise entrinnen konnten. Leider ist der untere Stock dieses berühmten Baues zu einer Art Trödlerbude ausgeartet, während eine besondere Gesellschaft für die würdige Erhaltung der oberen Räume sorgt.

Zahllose Sagen knüpfen sich an dieses Gebäude; aber in keiner der Räumlichkeiten wohnt ein seltsameres Interesse inne, als in dem Zimmer, welches einst der „Weibliche Fremdling" bewohnte, und das noch heute alle Fremden auf das Lebhafteste interessirt. Die vornehme Person, welche unter jenem Titel für alle Zeit bekannt wurde, kam Anfangs dieses Jahrhunderts nach dem Platz, hielt sich vier Tage hier auf, sprach während dieser Zeit mit keiner Seele ein Wort außer den französischen Bemerkungen, welche sie mit einer ihrer mitgebrachten Dienerinnen tauschte, und starb in sehr mysteriöser Weise. Unmittelbar vor ihrem Verscheiden tauchte aber ihr Gatte auf — wenigstens galt er als solcher und nannte sich selber so — und in seinen Armen hauchte sie ihren letzten Athemzug aus. Dieser Mann ließ ihr dann ein Grab-Denkmal mit einer sehr geheimnißvoll klingenden Inschrift setzen, an der man bis zum heutigen Tag vergeblich grübelt.

Diese Inschrift spricht in Prosa und Poesie von ehemaligen hohen Ehren, von Unglück und von vergebenen Sünden, und Manche vermuthen, daß die Fremde keine Andere gewesen sei, als die Tochter des ehemaligen Vice-Präsidenten Aaron Burr (welcher Alexander Hamilton im Duell erschoß), die unglückliche Theodosia. Doch ist es bis jetzt unmöglich gewesen, sichere Anhaltspunkte für diese Vermuthung zu gewinnen. Solche Mysterien gibt es, wie gesagt, in Hülle und Fülle.

Wenn man die alten, düsteren, zerfallenen Werften Alexandria's anschaut, so hält es schwer zu glauben, daß diese Stadt ehedem ein berühmter, großer Versandtplatz nicht nur für den amerikanischen, sondern für den Weltverkehr war. Heute sitzt die Stadt da, wie die Sphinx in der Wüste, verloren in der Betrachtung der Trümmer, welche die Zeit um sie her aufgehäuft hat. Wird sie niemals zu neuer Glorie erwachen?

„Die Ausverkaufsblouse."

Aus Messina erhält die „Frankfurter Zeitung" folgende amüsante Zuschrift eines Frankfurter Landsmannes: „Am Kraterrand des Vesuv habe ich gestern ein köstliches kleines Abenteuer gehabt, welches ich Ihnen gern mittheile. Ich hatte die mühsame Besteigung des Vesuv von Resina aus durch die Lacrimae Christi-Weinberge und über die schroffen Lavafelder, wo an vielen Stellen der Boden glühte, zu Fuß gemacht. Ich ziehe, wie mancher Frankfurter Tannus-Habitue, zu solcher Tour mit Vorliebe die schlechtesten Kleider an. Den Hut hatte ich gegen die Sonne heruntergekrempt. Einen im Wald geschnittenen Stock in der Hand, Gesicht und Kleider verstaubt, sah ich nichts weniger als gesellschaftsfähig aus, so daß man Alles, nur nicht z. B. einen ehemaligen Verkäufer eines großen Seidenhauses hinter mir vermuthen konnte. So keuchte ich mit vorgebeugtem Kopf den steilen Aschenhügel hinauf bis zum Krater, wo eben eine Gesellschaft mit der Cook'schen Drahtseilbahn angekommen war. Unter den Damen und Herren erregten besonders zwei Damen meine Aufmerksamkeit, Mutter und Tochter, die meinen lieben Heimathsdialekt, echtes Frankfurter Deutsch, „babbelten". Mehr als die Damen selbst war mir das Muster auf der Blouse des Fräuleins bekannt. In eifriges Nachdenken über letztere Bekanntschaft versunken, hörte ich auf einmal die Worte:

„Guck emal Mama das kleine buckelige Kerlche, der läuft uns schon die ganz' Zeit nach."

Auf ein „Wo?" von Seiten der Mama, antwortete sie mit der ganzen Nonchalance, mit der man dem danebenstehenden Abruzzenräuber keine Kenntniß des Deutschen zutraut: „Da, der mit dem Räuwerhut, der sieht so unheimlich aus!"

Nun riß aber meine Geduld, in einer Sekunde stand ich, den aufgekrempten Hut in der Hand, vor den Damen und sagte: „Höre Se emal, Fräulein, erstens bin ich Ihne net nachgelaufe, zweitens bin ich kain buckelig Kerlche und drittens sind meine Kleider noch net so alt wie ihr Blous, die Se vor 3 Jahren bei Schwarzschild-Ochs im Ausverkauf gekauft hawwe!"

Tableau. Daß ich das Stammeln von ganz unnöthigen Entschuldigungen zurückwies und schnell versöhnt war, ist selbstverständlich. Bei einer Flasche Wein im Vesuv-Restaurant löste sich Alles in Wohlgefallen auf. Nur ihren Namen hat mir das Fräulein nicht genannt, wahrscheinlich fürchtete sie wegen der Ausverkaufsblouse eine Indiskretion.

Wie viele Sprachen giebt es?

Nach einer im vergangenen Jahr angestellten Statistik kann man im ganzen 335 auf unserer Erde gesprochene Sprachen zählen, wobei die Dialekte nicht mitgerechnet sind. Diese Sprachen lassen sich in 12 Gruppen theilen, nach den Völkerfamilien, bei denen sie heimisch sind: Die Papua besitzen 2 Sprachen, die Hottentotten 4, die Kaffern 25, Negersprachen zählt man bisher 58, die australische Rasse spricht 19 Sprachen, die malaiische und polnische 36, die mongolische Völkerfamilie hat deren 59, in den arktischen Polargebieten kennt man 8 verschiedene Sprachen, bei den Urvölkern von Nord- und Süd-Amerika 16 (diese Zahl erscheint auffallend niedrig), bei den Bewohnern von Nordafrika 10, bei den Urvölkern Indiens ebenfalls 10. Der größte Reichthum von Sprachen findet sich in der arischen Völkerfamilie, diese werden als „Mittelsprachen" zusammengefaßt und auf 88 angegeben. Wenn man die übrigen ebenso genau kennen würde wie die letzte Gruppe, so würde man allerdings wahrscheinlich auch in anderen Sprachgebieten noch eine größere Zahl von Sprachen unterscheiden.

Die neueste Modethorheit.

Ein Diamant auf dem Fingernagel ist der neueste Schmuck. Jeder, der einen solchen tragen will, muß seine Fingerspitzen in die besondere Behandlung eines Juweliers geben. Nachdem der Nagel erst genügend gehärtet ist, wird eine feine Goldklammer fest um seinen äußeren Rand gelegt. Die Klammer läuft in zwei schmälere Goldstreifen aus, die, vollkommen der Biegung des Nagels angepaßt, auf der Mitte zusammenstoßen, und an dieser Stelle ist der Diamant eingesetzt. Es werden nur ganz flach geschliffene Steine angewendet, damit das Juwel bei'm An- und Ausziehen der Handschuhe nicht beschädigt wird. Die Träger dieser diamantenen Fingernägel behaupten, daß dieser Schmuck wirkungsvoller sei als ein Ring und nicht so leicht verloren gehen könne als dieser.

Zu welcher Stunde Herrscher aufstehen.

Die Fürsten Europas sind Frühaufsteher, sie verlassen das Lager zeitiger als viele gewöhnliche Sterbliche. Kaiser Wilhelm II. sitzt schon um 5 Uhr Morgens in seinem Arbeitszimmer, Kaiser Franz Joseph von Oesterreich macht um dieselbe Stunde seinen Morgenspaziergang. Die Könige von Italien, Schweden, Rumänien stehen um 6 Uhr auf, und die Königin-Regentin von Spanien ist um 7 Uhr bereits in voller Toilette. Der Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien stand, wenn er sich in Europa befand, um 3 Uhr Morgens auf und machte seinen Freunden zwischen 4 und 5 Uhr Besuche. Nur die Königin von England gönnt sich längere Morgenruhe.

Die schlauen Handwerksburschen.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts durften die Handwerksburschen, ohne eine gewisse kleine Geldsumme vorweisen zu können, nicht aus einem deutschen Staate in den anderen wandern.

Sie umgingen diese Verordnung, indem sie in der Grenzstadt eines Landes Quartier nahmen; Tags darauf gaben sie dem Wirth ihren Tornister mit Hab und Gut gegen eine gewisse Summe zum Pfand und ließen sofort ihr Wanderbuch visiren, wobei sie ihre Baarschaft vorzeigten. War das geschehen, so stellten sie dem Wirth das von ihm empfangene Geld wieder zu, nahmen ihren Tornister auf den Rücken und wanderten wohlgemuth in's Land hinein.

Gedankenspäne.

Am leichtesten kommt durch diese Welt,
Wer gelassen ist und heiter;
Je öfter man auf den Kopf sich stellt,
Je beschwerlicher kommt man weiter.

÷

Mancher verbittert sich nur darum
jedes Lob, um wegen seiner Bescheidenheit gelobt zu werden.

÷

Andere glücklich zu machen ist leichter, als sich selbst.

÷

Und sei sie noch so wohlgeformt,
Uud sei sie noch so sammetweich:
Die Hand, die sich nicht öffnen will,
Ist mißgestaltet, krallengleich.

Richtige Folgerung.

Professor (erklärend): „Sehr viele Gelehrte haben dargelegt, daß Großbritannien in prähistorischer Zeit mit dem Festlande zusammen hing. Was geht daraus hervor?"

Primaner: „Daß dies jetzt nicht mehr der Fall ist."

Kindlicher Vergleich.

Lehrerin: „Inwiefern ist die Biene, welche unermüdlich thätig ist, Schätze von Honig sammelt, der thätigen Hausfrau zu vergleichen?"

Schüler: „Beide brummen!"

Aehnlich.

Photograph: „Hier bringe ich Ihnen ein Bild Ihres Sohnes."

Vater: „O, das sieht ihm sehr ähnlich; hat er es bezahlt?"

Photograph: „Nein, noch nicht."

Vater: „Das sieht ihm noch ähnlicher!"

Zur rechten Zeit.

Präsident: „Auf Grund der Geschäftsordnung muß ich Ihnen das Wort entziehen . . . ."

Redner (für sich): „Famos! Denn noch 'ne Minute weiter geredet und ich wär' stecken geblieben!"

Ein Schlaukopf.

Wittwe: „Ich höre, Sie haben meiner Tochter eine Liebeserklärung gemacht, aber Sie hätten erst zu mir kommen und mich davon in Kenntniß setzen sollen."

Bewerber: „Gnädige Frau, hätte ich Sie zuerst gesehen, so hätte ich Ihre Tochter vollständig vergessen und mich in Sie verliebt."

Wittwe: „Nun, ich sehe schon, Sie sind ein ganz vernünftiger Mensch, ich hoffe, meine Tochter wird mit Ihnen glücklich werden."

Im Restaurant.

Wirth (höhnisch zum Angler): „Na, wohl nichts gefangen heute?"

Angler: „O doch; bereits drei Fliegen in der Suppe!"

Gut ausgelegt.

„Du hast mir versprochen, einen Hut zu kaufen."

„Ich dachte gar nicht daran."

„Bei Deiner Vergeßlichkeit ein wahrer Segen, daß Dir eine Frau mit gutem Gedächtniß zur Seite steht!"

Boshaft.

Frl. Gernjung (zu ihrer Besucherin): „Ob ich oft mein Bild habe nehmen lassen? Gewiß! Ich habe es mir zu einer Art Gesetz gemacht, jedes Jahr mindestens ein Bild von mir zu haben."

Besucherin: „Das muß doch aber zu der Zeit, als es noch keine Photographien gab, sehr lästig gewesen sein."

Unbestreitbar.

Versicherungsarzt: „Sie geben an, bis auf einige Kinderkrankheiten stets gesund gewesen zu sein?"

Bewerber: „Ja!"

Arzt: „Und wie war der Verlauf dieser Krankheiten?"

Bewerber: „So weit ich mich erinnern kann — kein tödtlicher!"

Auch ein Motiv.

Ländlicher Liebhaber (zu seiner Dulcinea): „So — Deine Mutter mag mich nicht? Aber Dein Vater hält mir doch die Stange — wie?"

Frl. Havseed: „Ach, das thut er ja blos, um die Mutter zu ärgern."

Erster Gedanke.

Fräulein (alte Jungfer): „Wo sind Sie denn eigentlich zu Hause, Herr Schmidt?"

Herr: „Ich bin ein Anhalter."

Fräulein (aufspringend): „Ach, das ist ja herrlich, Herr Schmidt!"

Der Professor in der Sommerfrische.

„Aber, lieber Herr Professor, Sie haben ja die vor einer Stunde gebrachte Milch noch immer nicht getrunken?"

Professor: „Ach was, lassen Sie mich, mir gehen ganz andere Dinge im Kopf herum als Milch!"

Gutes Renommee.

New Yorker Zahnarzt (zu dem ländlichen Patienten in seinem Stuhle): „Wünschen Sie Gas?"

Patient: „No, Sir — dees is mir zu arg dheier bei Eich. Geben's mer Petroleum."

Aus der Schule.

Lehrer: „Also das Rosenblatt hat einen gezähnten Rand. Kannst Du mir noch ein Blatt mit einem gezähnten Rande nennen?"

Schüler: „Das Sägeblatt!"

Ein Schlaukopf.

Schneidermeister: „Emil, geh' 'mal zum Bahnhof und sieh' nach, wann der nächste Zug abgeht!"

(Nach zwei Stunden kehrt der Lehrjunge, in Schweiß gebadet, zurück.)

Schneidermeister: „Himmeldonnerwetter! Wo warst Du denn so lange?"

Lehrjunge: „Meester, ick habe mächtig lange warten müssen, aber jetzt eben ist er abjefahren!"

Höchste Devotion.

Der Landesfürst (in der Geflügelausstellung): „Was ist denn das dort, Herr Professor?"

Professor (Vereinsvorsitzender): „Seine Majestät der Wachtelkönig."

Spitzfindig.

Commissar: „Weshalb vermuthen Sie, daß es auf einen Raub abgesehen war, als Ihnen der Verhaftete einen Schlag auf den Mund gab?"

Zeuge: „Weil ich verschiedene Zähne mit Gold plombirt habe!"